

Dorothea Tegethoff

Bilder und Konzeptionen vom Ungeborenen

Zwischen Visualisierung und Imagination



Dorothea Tegethoff
Bilder und Konzeptionen vom Ungeborenen

Dorothea Tegethoff

Bilder und Konzeptionen vom Ungeborenen

Zwischen Visualisierung und Imagination

Budrich UniPress Ltd.

Opladen & Farmington Hills, MI 2011

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Die vorliegende Studie wurde 2010 vom Fachbereich Erziehungswissenschaft und
Psychologie der Freien Universität Berlin als Dissertation angenommen.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2011 Budrich UniPress, Opladen & Farmington Hills MI
www.budrich-unipress.de

ISBN 978-3-940755-73-5
eISBN 978-3-86388-412-3

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat: Jana Gdanietz, Leverkusen

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de

Illustration: Ariane Camus, aus: Oh! Noch mehr Geschichten für andere Zeiten,
Verein Andere Zeiten, Hamburg 2010.

Druck: paper&tinta, Warschau

Printed in Europe

Inhalt

1 Einleitung	8
2 Technische Bilder und innere Bilder	15
2.1 Pierre Bourdieu und technische Dinge	17
2.2 Pierre Bourdieu und Bilder	20
2.3 Technische Bilder	23
2.4 Innere Bilder	28
2.5 Konzeptionen	32
3 Rezente und historische Bilder vom Ungeborenen....	36
3.1 Ultraschall in der Geburtshilfe, eine Übersicht.....	36
3.1.1 Technische Grundlagen.....	36
3.1.2 Explizite Regeln der Ultraschallvisualisierung in Deutschland	41
3.1.3 Ultraschall in der Diskussion.....	43
3.2 Bilder und Konzeptionen vom Ungeborenen in Wissenschaft und Öffentlichkeit.....	47
3.2.1 Historische Bilder vom Ungeborenen.....	47
3.2.2 Rezente Bilder vom Ungeborenen.....	48
3.2.3 Historische Konzeptionen vom Ungeborenen.....	50
3.2.4 Rezente Konzeptionen vom Ungeborenen.....	53
4 Bilder und Texte: Zum methodischen Vorgehen	60
4.1 Die Autorin und der Untersuchungsgegenstand.....	60
4.2 Praktisches Vorgehen bei der Untersuchung	62
4.2.1 Sampling	62
4.2.2 Interviews.....	63
4.2.3 Interpretation.....	68
4.2.4 Arbeitsschritte der Auswertung.....	70
5 Texte über Bilder: Fallbeschreibungen	80
5.1 Anna Zabel.....	81
5.1.1 „n richtiges Bild hab ich eigentlich nich“.....	81
5.1.2 Den eigenen Weg gehen.....	83
5.1.3 Transkripte	88

5.2 Elisabeth Hermann	91
5.2.1 Neun Monate Langeweile	92
5.2.2 Ultraschalluntersuchungen, „das Übliche“	95
5.2.3 Transkript	102
5.3 Johanna Schöffner	103
5.3.1 „das Gefühl wäre nicht anders“	103
5.3.2 Ultraschall wird zum Problem	107
5.3.3 Transkripte	109
5.4 Kathrin Frisch	114
5.4.1 Vom „alien“ zum Menschen	115
5.4.2 Ultraschall, wie im Kino	117
5.4.3 Transkripte	120
5.5 Louisa Rastein	123
5.5.1 Traumreisen zum Kind	123
5.5.2 Ultraschall, ein Eindringen in einen privaten Bereich	127
5.5.3 Die subtile Annäherung durch den werdenden Vater	132
5.5.4 Transkripte	134
5.6 Maria Stihl	139
5.6.1 Vorgeschichte	139
5.6.2 Ein „Gefühl“	140
5.6.3 Das „blöde Bild“	143
5.6.4 Transkripte	145
5.7 Michaela Heipke	149
5.7.1 Ein Fötus und ein wunderhübsches Kind	149
5.7.2 Ultraschall – wie im Tunnel	155
5.8 Ruth Walther	157
5.8.1 Die kompetente Mutter	158
5.8.2 Der kompetente Vater	161
5.8.3 Das kompetente Kind	162
5.8.4 „ne geklaute Stunde“	164
5.8.5 Transkripte	170

5.9 Sophia Kreimeyer	177
5.9.1 Innere oder „äußere Information“	177
5.9.2 „det find ick och echt schwierig so“; Überlegungen zur Ultraschalluntersuchung.....	180
5.9.3 Ultraschalluntersuchung: „ein Puzzle“	185
5.9.4 Transkripte	189
6 Bilder und Konzeptionen im Vergleich, komparative Analysen.....	197
6.1 Bilder und Konzeptionen von Ungeborenen	200
6.1.1 Lennart Nilsson Bilder	200
6.1.2 Innere Bilder und Konzeptionen vom Ungeborenen.....	203
6.1.3 Kommunikation mit dem Ungeborenen	211
6.1.4 Drei Typen: Präsenz, Übergang und individuelle Annäherung.....	217
6.2 Ultraschalluntersuchungen	219
6.2.1 Erwartungen und Vorüberlegungen zum Ultraschall.....	219
6.2.2 Erleben der Ultraschalluntersuchungen.....	224
7 Bilder und Konzeptionen: Präsenz, Übergang oder individuelle Annäherung	235
7.1 Ultraschall – hilfreich oder störend?.....	237
7.2 Bilder und Konzeptionen vom Ungeborenen als Erzeugnisse der sozialen Praxis	240
7.3 Gute und schlechte Nachrichten.....	242
7.4 Die Polysemie der Bilder	244
7.5 Pränatale Kindheit?.....	246
7.6 Vieldeutige Leibempfindungen und Einbildungskraft....	247
8 Ausblick	250
9 Literatur	253
Richtlinien der Transkription	263
Nachwort und Dank	264

1 Einleitung

Die vorliegende Untersuchung entstand im Zusammenhang mit dem DFG-Projekt: „Repräsentationen und Praktiken von Geburt in Familien, geburtshilflichen Institutionen und Medien“, das von 2007 bis 2009 im Arbeitsbereich Anthropologie und Erziehung des Fachbereichs Erziehungswissenschaft und Psychologie der Freien Universität Berlin durchgeführt wurde (vgl. Wulf, Hänsch und Brumlik 2008 und Wulf et al. 2008).¹

Sie bezieht sich auf alle drei im DFG-Projekt untersuchten Bereiche: Familie, Institutionen und Medien und fragt danach, wie sich werdende Mütter ihrem Ungeborenen während der Schwangerschaft annähern, und welchen Einfluss die in der ärztlichen Schwangerschaftsvorsorge etablierte technische Visualisierung des Ungeborenen durch Ultraschall darauf hat. Im Einzelnen wird anhand qualitativer Interviews mit Schwangeren der Frage nachgegangen, welche inneren Bilder von ihrem Ungeborenen bei werdenden Müttern zu rekonstruieren sind. Daneben wird untersucht, wie schwangere Frauen Ultraschalluntersuchungen bewerten, mit welchen Fragestellungen und Erwartungen sie zum Ultraschall gehen und wie sie die Untersuchungen erleben. Der gegenseitige Einfluss der inneren Bilder auf der einen Seite und der materiellen, durch Ultraschall erzeugten Bilder andererseits, steht im Zentrum der Untersuchung. Es geht also darum, inwieweit die Vorstellungen der Schwangeren von ihrem erwarteten Kind oder aber andere relevante Orientierungen (z. B. die Vorstellung von Mütterlichkeit) die Wahrnehmung der Bilder, die bei einer Ultraschalluntersuchung entstehen, bestimmen. Ebenso wird der Frage nachgegangen, inwieweit die Ultraschallbilder in die Imaginationen der Schwangeren eingehen. Auch der Einfluss anderer Visualisierungen von Ungeborenen, z. B. der Bilder des schwedischen Fotografen Lennart Nilsson (1990) wird untersucht.

-
- 1 Auf dem Hintergrund der Forschungen historisch-pädagogischer Anthropologie rekonstruierte das Projekt mit Hilfe qualitativer Methoden Bilder, Ideale, Ideologien, Vorstellungen und Praktiken von Schwangerschaft und Geburt. Vier Thesen sollten untersucht werden, die auch für die vorliegende Untersuchung von Bedeutung sind: 1. Als „*conditio humana*“ erzeugt der Vorgang der Geburt historisch und kulturell bedingte Repräsentationen der Geburt und der mit ihr verbundenen Praktiken. 2. Die Erforschung der Repräsentationen von Eltern und Kindern aus. 3. In den Repräsentationen der Geburt drücken sich wichtige Aspekte des Verhältnisses von Eltern und Kindern aus. 4. Das Verhältnis zwischen institutionell gerahmten, medizinischen Praktiken und der Handlungspraxis von Eltern und Kindern – beispielsweise im Hinblick auf die Vorbereitung der werdenden Mutter resp. der Eltern auf ihre neue Lebenssituation oder nach der Geburt die Einübung von Ritualen der Säuglingspflege oder des Stillens – muss auch als ein pädagogisches Handlungsfeld begriffen werden, das in der Erziehungswissenschaft eine stärkere Beachtung verlangt (vgl. Wulf et al. 2008, Wulf, Hänsch und Brumlik 2008).

Die Frage danach, welche Rolle die Sonografie für die inneren Bilder der Schwangeren spielt, entwickelte sich aus einer Vorarbeit (Tegethoff 2008), die sich mit medialen Darstellungen von Ultraschalluntersuchungen an Schwangeren beschäftigte. Hierbei wurde die Docu-Soap-Serie „Mein Baby“ des privaten Fernsehsenders RTL untersucht. In der Aufbereitung für das Unterhaltungsfernsehen zeigt sich die Ultraschalluntersuchung als erstaunlich „unmedizinisches“ Ereignis, das ganz und gar in den Dienst der Herstellung der Eltern-Kind-Beziehung oder sogar familialer Gemeinschaft gestellt wird. Die medizinischen Fragestellungen der Untersuchung geraten hier vollständig in den Hintergrund. Die Ultraschallbilder erscheinen im Unterhaltungsfernsehen oftmals als der für die Frauen wesentliche Zugang zum ungeborenen Kind. Gelegentlich scheint es so, dass das Betrachten der Ultraschallbilder eine dem Spüren der Bewegungen des Ungeborenen überlegene Wahrnehmungsweise ist. Vor allem das Einbeziehen von dritten Personen, seien es der werdende Vater, die werdenden Geschwister, Verwandte, Freunde oder via Fernseher die Öffentlichkeit, ist hier eine Hauptfunktion des Ultraschalls. Insgesamt wird die Visualisierung als unkomplizierter und beglückender Weg des Kontakts zum Ungeborenen gezeigt.

Es gibt Einwände gegen diese Sichtweise, kritische Stimmen aus unterschiedlichen Richtungen werden laut. Da ist zunächst die Kritik gegen den selektiven Charakter vorgeburtlicher Untersuchungen, der kaum Raum für die Entwicklung von mütterlichen Gefühlen zu lassen scheint. Bereits in den 1990er Jahren kritisierte Eva Schindele (1990, 1995) die Ultraschalluntersuchungen und andere Methoden der pränatalen Diagnostik. Durch sie werde die Schwangere in eine Art Qualitätskontrolle des Ungeborenen gedrängt, und gerade die Aufnahme einer Beziehung werde vereitelt. Statt der Entstehung einer eigenen Vorstellung vom Ungeborenen konstatiert Schindele den Abgleich mit normierten, von Medizin und Biologie vorgegebenen Vorstellungen. Ähnlich argumentiert Barbara Katz-Rothman (1989) und bringt die ambivalente Situation der Schwangeren, die pränatale Untersuchungen durchführen lässt und sich aus diesem Grund nicht auf eine emotionale Annäherung an das ungeborene Kind einlassen kann oder will, mit dem Buchtitel „Schwangerschaft auf Abruf“ („Tentative pregnancy“) auf den Punkt. Janelle Taylor (2008) zeigt einen Widerspruch zwischen den verschiedenen angestrebten Effekten von Ultraschalluntersuchungen. Sie verweist darauf, dass die gewünschte „Beruhigung“ durch Ultraschall grundsätzlich Anlass zur Beunruhigung impliziert, also das untersuchte Ungeborene einer medizinischen Kontrolle unterzogen werden muss. Beruhigung könne nur dann eintreten, wenn der Fötus den vorgegebenen Normen von Gesundheit entspricht. Er werde damit objektiviert, ja warenförmig, da bei unerwünschten Befunden die Schwangerschaft abgebrochen werden könne. Auf der anderen Seite gelte in den USA sogenanntes pränatales „Bonding“ als ein Effekt der Ultraschallvisualisierung. Das bedeute, dass das Ungebo-

rene subjektiviert, zur Person gemacht wird, zu der die werdenden Eltern eine Beziehung aufbauen. Taylor stellt im Zusammenhang mit diesem Widerspruch fest, dass die Annahme, Ultraschall habe überhaupt Auswirkungen auf die Beziehung zwischen Schwangerer und Ungeborenem, auf einer äußerst dürrtigen Studienlage beruht, und dass es für das aus der Verhaltensbiologie stammende Konzept des „Bonding“ keine akzeptable Wirkungshypothese im Zusammenhang mit der technischen Visualisierung von Ungeborenen gibt. Dennoch, so gesteht Taylor zu, sei „Bonding“ sowohl im Sprachgebrauch der Schwangeren als auch in dem der Fachleute verbreitet. Die kulturelle Praxis habe hier die fehlende naturwissenschaftliche Erklärung längst überholt. Mehr als in Deutschland werden in den USA Ultraschallbilder auch oder aber ausschließlich zum Zwecke der Unterhaltung oder des „Bonding“ gemacht. Es gibt ganze Ketten von Unternehmen, in denen Ultraschalluntersuchungen ohne medizinische Zwecke angeboten werden.

Das Problem der Kontrollen am Ungeborenen stellt Elisabeth Beck-Gernsheim (1997) in den Zusammenhang elterlicher Verantwortung, die unter aktuellen Bedingungen bereits für die vorgeburtliche Zeit eingefordert wird. Das Ungeborene wird in dieser Lesart zu einem Produkt, dass von den werdenden Eltern nicht mehr einfach an- oder hingenommen werden kann, wie es ist.

Daneben wird Kritik auch an der Technisierung des Erlebens der Schwangerschaft durch die Ultraschallvisualisierung und an der daraus resultierenden Entfremdung geübt. Damit werden Zweifel laut, ob die auf diese Weise entwickelten Vorstellungen vom Ungeborenen und Gefühle für das erwartete Kind authentisch sind. Unter Bezugnahme auf die Körperhistorikerin Barbara Duden beklagt Ute Gahlings (2003), dass die Ultraschallbilder die Schwangerschaft, schon bevor die Frau sie „am eigenen Leibe“ wahrnehmen kann, zu einer entfremdeten und entfremdenden Erfahrung machen (ebd.: 482). Duden (2002a) bewertet die Ultraschalluntersuchung als einen nur „vermeintlichen“ (ebd.: 105) Blick in das Körperinnere. Der Gesichtssinn der Schwangeren werde von der wirklichen Welt abgetrennt, aus Pixeln werde etwas Neues fabriziert, das dann Körper sein soll.

Mit der grundsätzlichen Frage, wie sich werdende Mütter dem ungeborenen Kind durch die Entwicklung von Vorstellungen oder Gefühlen annähern, haben sich verschiedene Autorinnen auseinandergesetzt. Aus entwicklungspsychologischer Perspektive hat Gabriele Gloger-Tippelt (1988) die emotionale Verarbeitung der ersten Schwangerschaft und des Mutterwerdens in Phasen eingeteilt. Bis zur 12. Schwangerschaftswoche (SSW) spricht sie von der Phase der Verunsicherung, die konflikthaft und körperlich belastend sein kann. Dabei geht es vor allem um neue Rollenerwartungen, die Frage der Erwünschtheit der Schwangerschaft, das sich verändernde Körperbild und andere Umstellungen, jedoch noch kaum um das Ungebo-

rene als „Kind“. Darauf folgt bis zur 20. SSW eine Phase der Anpassung, in der sich die körperlichen und emotionalen Schwierigkeiten meist lösen. Die Veranschaulichung des Ungeborenen durch die oftmals in diesem Zeitraum durchgeführten Ultraschalluntersuchungen sieht Gloger-Tippelt als eine Grundlage für die „Herausbildung eines Kindkonzeptes“ (ebd.: 80). Von der 20. bis zur 32. SSW spricht Gloger-Tippelt von der Phase der Konkretisierung, zu deren Beginn meist die ersten fühlbaren Bewegungen des Ungeborenen auftreten. Nun entwickelt sich die Vorstellung von dem ungeborenen Kind als einem „selbständigen Wesen“ (ebd.: 82). Danach folgt eine Phase der Antizipation und Vorbereitung bis zur Geburt, in der sich die Aufmerksamkeit vor allem auf dieses Ereignis richtet. Gloger-Tippelt beschäftigt sich mit dem Selbstbild der werdenden Mütter (Eltern), weniger mit ihrem Bild vom ungeborenen Kind bzw. ihren Gefühlen für es. Sie nimmt aber an, dass die Ultraschallvisualisierung zur Konkretisierung des „Kindkonzeptes“ beiträgt, und die fühlbaren Kindsbewegungen ein wichtiger Meilenstein in der Wahrnehmung des Ungeborenen und im Entstehen elterlicher Gefühle sind. Als drittes bedeutsames Ereignis nennt Gloger-Tippelt das Eintreffen von Ergebnissen der invasiven pränatalen Diagnostik, falls diese durchgeführt wurde.² Es zeigt sich für die Annäherung der werdenden Mutter an das Ungeborene ein Gemisch aus biologisch angelegten Wahrnehmungsmöglichkeiten und kulturell vorgegebener Bezugnahme auf medizinische Daten.

Die Ethnologin Birgitt Röttger-Rössler (2009) untersucht an Fällen von Fehl- und Totgeburten die Entwicklung elterlicher Gefühle für das Ungeborene. Sie nimmt an, dass der Aufbau einer sozialen Beziehung zum erwarteten Kind in dem Moment beginnt, da die werdende Mutter von der Schwangerschaft erfährt. Anhand von schriftlichen Selbstberichten³ von Personen, die die eine Fehl- oder Totgeburt erlitten haben, zeigt sie, dass die Ultraschallvisualisierung dabei von großer Bedeutung ist. Sie fehlt in keiner der von Röttger-Rössler untersuchten Erzählungen. Beim Anblick z. B. des schlagenden Herzens auf dem Ultraschallmonitor erwarten und erleben Schwangere emotionale Bewegung und Freude. Das Ungeborene wird, so Röttger-Rössler, vom Anfang der Schwangerschaft an von den werdenden Eltern als Interaktionspartner und Teil der Familie wahrgenommen.

Gahlings (2006) beurteilt diese Situation in ihrer „Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrung“ ganz anders. Sie untersucht die Auseinanderset-

2 Hierbei handelt es sich um die Fruchtwasserpunktion (Amniocentese) oder die Entnahme von Choriongewebe zum Zwecke der Untersuchung. Auch die Punktion der Nabelschnur zur Entnahme von fetalem Blut ist möglich. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen können noch Anlass zu einem Schwangerschaftsabbruch nach der 20. SSW sein. Das scheint, so Gloger Tippelt, werdende Eltern dazu zu veranlassen, vor einer konkreteren, insbesondere einer emotionalen Annäherung zu zögern. Vgl. die Argumentation von Katz-Rothman (1989), vgl. S. 9.

3 Die Berichte stammen aus Selbsthilfegruppen oder Internetforen für Betroffene. Großen Raum nimmt dabei die Auseinandersetzung mit sozialen Erwartungen an angemessene elterliche Gefühle und Trauerreaktionen ein.

zung mit der Schwangerschaft und dem Ungeborenen unter dem Blickpunkt der leiblichen Betroffenheit und betont, ebenfalls auf der Grundlage von schriftlichen Selbstzeugnissen schwangerer Frauen bzw. von Müttern, dass die Auseinandersetzung mit einem „Du“ zu Beginn der Schwangerschaft, wenn das ungeborene Kind noch nicht körperlich zu spüren ist, kaum eine Rolle spielt. Vielmehr stehe das *Schwanger-sein* als solches im Mittelpunkt der Reflexionen. Die Beziehung zum Ungeborenen sieht Gahlings vor dem Eintreten der ersten spürbaren Kindsbewegungen als „eine von außen her-angetragene“, die die Schwangere von den medizinischen Betreuungspersonen lernt, indem sie sich in das Lesen der Ultraschallbilder hineinfindet.⁴

In welchen Schritten und anhand welcher Informationen im Einzelnen auch immer, werdende Mütter entwickeln im Laufe der Schwangerschaft ein inneres Bild von dem Ungeborenen, dem sie auch Gefühle entgegen bringen. Die Rolle der Ultraschalluntersuchungen dabei ist offensichtlich umstritten. Angesichts dieser widersprüchlichen Situation erscheint es sinnvoll, die Schwangeren erneut selbst zu Wort kommen zu lassen und ihre Orientierungen in den Mittelpunkt zu stellen.

Am Anfang der vorliegenden Untersuchung standen die qualitativen Interviews mit neun schwangeren Frauen,⁵ die zu ihren Vorstellungen von ihrem ungeborenen Kind und zu ihren Erlebnissen bei den Ultraschalluntersuchungen befragt wurden. Um der Rolle der sonografischen Darstellung des Ungeborenen auf die Spur zu kommen, wurden einerseits Frauen befragt, die auf Ultraschalluntersuchungen in der Schwangerschaft verzichten wollten und andererseits solche, die die allgemein üblichen Untersuchungen durchführen ließen.

Mit der dokumentarischen Methode der Interpretation (Bohnsack 2008, Nohl 2006) wurde eine wissenssoziologisch und praxeologisch fundierte Methode der empirischen Sozialforschung gewählt, die eine Rekonstruktion impliziter Wissensbestände ermöglicht, welche die soziale Praxis anleiten. Ein Grundzug der dokumentarischen Methode ist eine Haltung, die von der „Wahrheit oder der *normativen Richtigkeit*“ (Bohnsack 2008: 64, Hervorhebung im Original) der interpretierten Äußerungen absieht. Es geht nicht um ein „Richtig“ oder „Falsch“ in den Darstellungen der Gesprächspartnerinnen, sondern darum, sich auf ihre Orientierungen und ihre Logik einzulassen. Das erscheint mit Blick auf die Diskussion um Sinn oder Unsinn von

4 Die unterschiedlichen Ergebnisse beruhen womöglich darauf, dass die von Röttger-Rössler untersuchten Narrative (anders als die bei Gahlings) aus der rückblickenden Perspektive nach einer Fehl- oder Totgeburt entstanden sind. Es ist nicht auszuschließen, dass der Verlust des erwarteten Kindes die Erinnerungen an die Emotionen während der Schwangerschaft und auch an die Ultraschalluntersuchung erheblich im Sinne einer Bedeutungsaufwertung beeinflusst, da dies alles ist, was von dem Kind bleibt.

5 Die Namen der Schwangeren und aller in den Interviews genannten Personen und Einrichtungen wurden geändert.

Ultraschalluntersuchungen als Weg der Kontaktaufnahme, die oben kurz umrissen wurde, wesentlich.

Die Methodenentscheidung impliziert als theoretischen Hintergrund der Untersuchung u. a. Pierre Bourdieus praxeologische Kulturosoziologie (1976). Aus seinem Begriffsrepertoire werden insbesondere die Konzepte von Habitus und Feld verwendet. Daneben werden Weiterentwicklungen oder Anwendungen von Bourdieus Theorie, die die Gegenstände Technik, Bild und Sehen aufgreifen, einbezogen. Aus den Bildwissenschaften, der Philosophie und der historischen Anthropologie kommen Stimmen zu Wort, die das Verhältnis der inneren und der äußeren Bilder erörtern.

Alle Theorieanschlüsse entwickelten sich aus der Empirie bzw. der Schärfung der Fragestellungen, die am empirischen Material geprüft wurden. Die Klärung der Frage, wonach eigentlich genau in den Interviews gesucht wird, führte zu den Begriffen Konzeptionen und Bilder, wobei letztere sowohl die materiellen Bilder (also Ultraschallbilder und Fotografien) als auch die Imaginationen der Schwangeren umfassen.

Die Studie versteht sich als erziehungswissenschaftliche Untersuchung, da mit der Schwangerschaft der Beginn einer bedeutsamen pädagogischen Instanz, nämlich der Familie (vgl. Ecarius 2007), betrachtet wird, den freilich die Pädagogik bislang kaum berücksichtigt (Wulf, Hänsch und Brumlik 2008). Da es sich bei Schwangerschaft und Geburt um ein Untersuchungsfeld handelt, in dem zurzeit vor allem Ärzte, Ärztinnen und Hebammen professionell tätig sind, können die Ergebnisse der Arbeit auch für diese Berufsgruppen von Interesse sein.

Im folgenden Kapitel (2) wird zunächst kursorisch Bourdieus Theorie der Praxis (1976) besprochen, um im Anschluss daran für diese Untersuchung relevante Vorschläge zur Erforschung technischer und visueller Gegenstände, die an Bourdieu anknüpfen, darzustellen. R. Burri (2008) versteht soziale Praxis im Hinblick auf Technik als von einer „soziotechnische Rationalität“ bestimmt. Sie untersucht vor allem medizinisch-technische Bilder. Unter dem Aspekt ihrer Nutzung als Ressourcen für prospektives Handeln betrachtet Ingo Schulz-Schaeffer (2004) technische Gegenstände. Burkard Schäffer (2007) schließlich fasst das Zusammentreffen von Mensch und Technik mit dem Stimmungsbegriff. Bei der Untersuchung des Sehens und der Bildwahrnehmung knüpfen Eva Schürmann (2008) und Burkard Michel (2007) an Bourdieu an. Die Einbildungskraft wird als vermittelnde Instanz zwischen äußeren und inneren Bildern in den begrifflichen Rahmen dieser Untersuchung aufgenommen.

Um die durch technische Dinge und explizite Handlungsziele mitbestimmte soziale Praxis von Ultraschalluntersuchungen genauer betrachten zu können, werden diese Aspekte, also die technischen Grundlagen der Sonografie und die medizinischen Richtlinien für die Untersuchungen im Kapitel 3.1 übersichtsartig dargestellt. Danach wird die Diskussion um Ult-

raschalluntersuchungen in den mit der Schwangerenvorsorge befassten Berufsgruppen in den Blick genommen.

Kapitel 3.2 beschäftigt sich mit einer Übersicht über historische und rezente Bilder und Konzeptionen von Ungeborenen. Die Zusammenstellung berücksichtigt historische und kulturwissenschaftliche (Duden et al. 2002, Kölsch-Bunzen 2003), aber auch medizinische Literatur (u. a. Sadler 2008, Schneider, Husslein und Schneider 2003). Die kulturelle Erzeugung der Vorstellungen vom Ungeborenen wird an verschiedenen Beispielen gezeigt.

Es folgt der empirische Teil der Arbeit (4), zu dessen Beginn eine Standortbestimmung der Autorin im untersuchten Feld erfolgt (4.1). Daran anschließend werden Methodologie und Methode vorgestellt (4.2). Dabei werden Überlegungen angestellt, wie ein vor allem visuell bestimmter Gegenstand mit einer textlichen Erhebungsmethode untersucht werden kann. Die Untersuchung folgt forschungspraktisch der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack (2008) in ihrer Weiterentwicklung für narrative Interviews durch Arnd-Michael Nohl (2006). Die Abschnitte 4.2.1 bis 4.2.4 widmen sich dem konkreten Vorgehen bei der Untersuchung.

Kern der Arbeit sind die beiden folgenden Kapitel: die Fallbeschreibungen und die komparativen Analysen. Kapitel 5 beinhaltet neun Fallbeschreibungen, in denen Material aus den qualitativen Interviews ausführlich dargestellt und interpretiert wird. Hier werden die primären Rahmenorientierungen der Gesprächsteilnehmerinnen anhand des Materials rekonstruiert. Dabei wird von der jeweiligen falleigenen Logik ausgegangen, die sich nicht unbedingt den Fragestellungen der Arbeit fügen muss. In den Fallbeschreibungen wird ausführlich auf das Interviewmaterial Bezug genommen. Sie sind auch Grundlage der (nur in der Anordnung der Kapitel) vorhergehenden theoretischen Überlegungen des Abschnitts 2. Aus diesem Grund finden sich auch in den „Theoriekapiteln“ bereits namentliche Verweise auf die Fallbeschreibungen. Die Lektüre kann auch bei Kap. 4 oder 5 beginnen.

Kapitel 6 umfasst fallübergreifende komparative Analysen zu ausgewählten Themen, die dem Erkenntnisinteresse der Untersuchung entsprechen. Dies sind einerseits die Wahrnehmung von Bildern des Fotografen Lennart Nilsson, die Bilder und Konzeptionen von Ungeborenen sowie die Vorstellungen von Kommunikation mit dem erwarteten Kind (6.1), und auf der anderen Seite die Aussagen über Ultraschallbilder und –untersuchungen (6.2). Daran anschließend werden sinngenetische Typen gebildet, die vor allem an die Konzeptionen der Schwangeren von ihrem Ungeborenen und die daraus resultierenden Möglichkeiten, mit ihm zu kommunizieren, anknüpfen. Die Bezugnahme der Schwangeren auf die Ultraschallvisualisierung wird ebenfalls in der Typenbildung berücksichtigt.

Die Ergebnisse werden in Kapitel 7 abschließend diskutiert und in den Zusammenhang der in Kapitel 2 dargestellten theoretischen Überlegungen gestellt. Ein Ausblick (8) beschließt die Arbeit.

2 Technische Bilder und innere Bilder

„Das Sichtbare geht schwanger mit dem Unsichtbaren“.

Maurice Merleau-Ponty

In diesem Kapitel soll der Rahmen für die empirische Untersuchung der Bilder vom Ungeborenen gesteckt werden. Dafür werden zunächst kursorisch einige Begriffe aus Pierre Bourdieus „Theorie der Praxis“ (1976) dargestellt. Es wird der Frage nachgegangen, wie Bourdieus Begriffsrepertoire auch für die Rolle technischer Dinge (2.1) und insbesondere von Bildern (2.2 und 2.3) für die soziale Praxis verwendet bzw. modifiziert werden kann.

Daran anschließend werden die „inneren Bilder“ zum Thema (2.4). Der vieldeutige Begriff der Einbildungskraft als Fähigkeit, Unsichtbares sichtbar zu machen, wird untersucht. Neben den bildhaften Erzeugnissen der Einbildungskraft werden außerdem auch begriffliche Vorstellungen – „Konzeptionen“ – betrachtet (2.5).

Pierre Bourdieu, so bescheinigen ihm einige Nachgeborene, hat sich weder für Technik noch für Bilder als Gegenstand soziologischer Forschung besonders interessiert (Burri 2008, Schulz-Schaeffer 2004).⁶ Dennoch ist sein Begriffsinstrumentarium wiederholt dahingehend untersucht und modifiziert worden, um genau diese Gegenstände theoretisch und empirisch zu fassen.

Bourdieu betrachtet die soziale Wirklichkeit als Praxis und versucht damit, der Trennung zwischen Subjekt und Objekt zu entgehen. Praxis heißt in diesem Sinne, dass die soziale Wirklichkeit von den Akteuren (Subjekte) in der Auseinandersetzung mit den Gegenständen und sozialen Tatsachen (Objekte) handelnd konstituiert wird. Es sind weder die menschlichen Akteure allein, die die Wirklichkeit interpretierend bestimmen, noch die „vorgefundenen“ Gegenstände oder Strukturen, die das Handeln steuern. Stattdessen steht die Relation zwischen beiden im Mittelpunkt der Betrachtung.

In Pierre Bourdieus „Theorie der Praxis“ (1976) wird der Habitus, „Körper gewordenen Soziales“ (Burri 2008: 36), als handlungsleitend vo-

6 Andere Autoren weisen darauf hin, dass Bourdieu während seiner Studien in Algerien und im ländlichen Südwesten Frankreichs zahlreiche Fotografien angefertigt hat, die er sorgfältig archivierte und über Jahrzehnte aufbewahrte. Bourdieu sah in der Fotografie eine Methode zur Erforschung der gesellschaftlichen Welt, ein Mittel, den Blick zu schärfen und genau hinzusehen und auf diese Weise Fragen zu generieren. In der teilnehmenden Beobachtung verwendete er die Fotografie, sowohl um Distanz herzustellen als auch um Empathie mit den Menschen, die er beobachtete, auszudrücken. Als Mittel der Darstellung griff Bourdieu anders als andere Soziologen wiederholt auf diese eigenen und andere Bilder zurück, aber erst kurz vor seinem Tod entschloss er sich, die über 800 Fotografien insgesamt zu veröffentlichen. Vgl. hierzu den Sammelband von Bismarck, Kaufmann und Wuggenig 2008

rausgesetzt. Im Habitus sind frühere soziale Erfahrungen präsent und schlagen sich in Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata nieder (Bourdieu 1987), die den Individuen als routinemäßiges, vorreflexives Wissen darüber zur Verfügung stehen, was angemessenes Verhalten in bestimmten sozialen Situationen ist. Dieses atheoretische Wissen wird mimetisch angeeignet (Bourdieu 1987, Bohnsack 2008). Das heißt, dass ein Individuum beobachtetes Verhalten nicht einfach nachmacht, sondern sich bewusst oder unbewusst darauf bezieht, den eigenen Körper daran anpasst und ein Äquivalent erzeugt, das eine gewisse strukturelle Ähnlichkeit zum beobachteten Modell hat (Gebauer und Wulf 1998). Die Schemata bilden ein praktisches Wissen, das den Handelnden in der Regel nicht reflexiv zugänglich ist. Mit anderen Worten: ihnen ist nicht bewusst, was sie alles wissen, sondern sie handeln gewohnheitsmäßig, habituell. Der Habitus als dem Körper eingeschriebene Praxis bestimmt das soziale Handeln nicht in einem deterministischen Sinn, der den Personen bestimmte Handlungen vorschreibt, sondern im Sinne eines „modus operandi“ (Bourdieu 1987: 136), also einer Art und Weise zu handeln.

Der soziale Akteur befindet sich in seiner Umwelt in Auseinandersetzung mit „objektivierter Geschichte“ (Bourdieu 1987: 106). So wie sich Geschichte in den Körper einschreibt, so sedimentiert sie sich auch in den Dingen und den Ordnungen des sozialen Lebens. Bourdieus Theorie ist vor allem eine der sozialen Ungleichheit. Eine moderne Gesellschaft ist nach Bourdieu in vielfältige soziale Felder strukturiert, die räumlich oder zeitlich voneinander abgrenzbar sind und jeweils Habitus hervorbringen bzw. von den Habitus ihrer Akteure strukturiert werden. Felder sind geschichtliche und institutionalisierte Ordnungen, die Rahmenbedingungen und Handlungsmöglichkeiten bestimmen. Zugleich ist mitzudenken, dass Felder von den sozialen Akteuren hervorgebracht werden. In Feldern wird nach bestimmten Regeln gehandelt, es gibt jeweils eine „Gesamtheit von allen geteilter Grundannahmen und Dogmen“ (Bourdieu 1998), die keineswegs kodifiziert sein müssen, sondern in der Regel eher implizit bleiben.⁷ Dabei geht es für das Individuum darum, Einfluss und Anerkennung zu gewinnen. Ein weiterer wesentlicher Begriff in der Theoriearchitektur Bourdieus (1987) ist das Kapital, wobei zwischen ökonomischem, sozialem oder kulturellem Kapital unterschieden wird. Ersteres umfasst vor allem Geld, das zweite bezieht sich auf soziale Beziehungen und Netzwerke. Das kulturelle Kapital kann in inkorporierter Form als Disposition, in objektivierter Form als Besitz von Büchern, technischen oder künstlerischen Gegenständen oder aber in institutionalisierter Form als Bildungstitel vorliegen. Die Beziehungen zwischen den Akteuren in einem Feld sind davon geprägt, dass sie bemüht sind, Kapital zu akkumulieren und dadurch ihr soziales Ansehen und

7 Felder können sich gegenseitig beeinflussen. Das Feld der Gesundheitsversorgung wird beispielsweise immer stärker vom Feld der Ökonomie bestimmt (Badura 1999).

Prestige (symbolisches Kapital) zu verbessern. Die Kapitalsorten sind vielfach ineinander konvertierbar und dienen u. a. als Distinktionsmittel, also als „Abhebung von den anderen“ signalisierende Zeichen (Bourdieu 1984: 44).

2.1 Pierre Bourdieu und technische Dinge

Technische Objekte werden bei Bourdieu in erster Linie als Distinktionsmittel verstanden. So erscheinen in seiner Übersicht der französischen Gesellschaft der 1970er Jahre in „Die feinen Unterschiede“ unterschiedliche PKW als kennzeichnend für den Habitus bestimmter gesellschaftlicher Positionen (Bourdieu 1984: 212). Schulz-Schaeffer (2004) weist darauf hin, dass damit die technischen Gegenstände, hier die Autos, einer „Zweitsemiotisierung“ (ebd.: 49) unterliegen. Während die Erstsemiotisierung sich sachbezogen auf die technische Funktionalität bezieht (z. B. Motorleistung), statet die Zweitsemiotisierung die Gegenstände mit Attributen aus, die sozialbezogen sind. Aus Fortbewegungsmitteln werden Träger eines Image, Repräsentationen eines Lebensstils. Ob und wie in diesem Sinne die Nutzung der Sonografie ein Mittel der Distinktion sein kann, wird im empirischen Teil der Arbeit zu prüfen sein.

Während Bourdieu soziale Praxis vor allem als eine Wechselwirkung zwischen Feld und Habitus fasst und den Körper und die Dinge in diesem Sinne als sozial überformt ansieht, stellt die Soziologin Regula V. Burri (2008) heraus, dass in den Prozessen der medizinischen Bilderzeugung, die sie untersucht, und die auch für diese Arbeit von Interesse sind, „psychophysische Prozesse oder die ‚innere Natur‘“ (ebd.: 37) des Körpers eine wesentliche Rolle spielen. Sie geht davon aus, dass Dinge, insbesondere technische Dinge, nicht ausschließlich als Bestandteile des Kapitals oder als Distinktionsmittel konzeptionalisiert werden können. Zur praktischen Logik des Sozialen im Sinne Bourdieus ergänzt Burri daher, um einen Analyserahmen für die medizinische Bildpraxis herzustellen, eine Objektlogik, mit der sie die eigenständige Bedeutung der materiellen Dinge im sozialen Handeln fasst. Die wissenschafts- und techniksoziologische Forschung bemüht sich gerade um diese Implikationen von Technik und Natur (vgl. z. B. Haraway 1995, Latour 1995, Rammert und Schulz-Schaeffer 2002, Hirschauer 2004), die von Bourdieu weitgehend ignoriert wurden (Ebrecht und Hillebrandt 2004). Die verschiedenen Ansätze der Techniksoziologie konstatieren grundsätzlich eine „Koproduktion von Materialität und Sozialität, von Natur und Gesellschaft, von technischen und sozialen Prozessen“ (Burri 2008: 39), in der aber vor allem die Frage, ob Technik eigenständiger Handlungsträger sein kann oder aber immer vom Menschen gesteuert ist, unterschiedlich

eingeschätzt wird (Rammert und Schulz-Schaeffer 2002). Burri (2008) fasst zusammen, dass soziale Praxis in „soziotechnischen Konstellationen“ (ebd.: 44) immer eine „soziotechnische Rationalität“ (ebd.) als Strukturprinzip aufweist, die Praxisformen erzeugt und von ihnen erzeugt wird. Die materiellen oder technischen Entitäten zeigen dabei jeweils eine eigene Logik.

Nach Burri umfasst die soziotechnische Rationalität die praktische Logik, die Bourdieus Konzept entspricht, daneben eine reflexive Logik und eine Objektlogik. Die reflexive Logik meint nicht die einer Metaebene, sondern ein reflexives Moment der Praxis, deren explizite Fragestellungen und Ziele (im Falle der Ultraschalldiagnostik in der Geburtshilfe in den Mutterschaftsrichtlinien kodifiziert, vgl. S. 41ff.). Eine andere Art der Reflexivität postuliert Burri in dem Sinne, dass die Akteure die impliziten Spielregeln im Feld explizit machen und womöglich kritisieren können. Diese Form der Reflexivität ist für die vorliegende Untersuchung insofern von Bedeutung, als im Sample Teilnehmerinnen eingeschlossen wurden, die die vorgefundene Praxis der Ultraschallvisualisierung von Ungeborenen und ihre Implikationen ablehnen und sich ihr zu entziehen versuchen.

Die Objektlogik manifestiert sich nach Burri in drei Dimensionen. Zunächst sind Technik und Natur ebenso wie menschliches Handeln Ausdruck der kulturellen und sozialen Ordnung. Zweitens implizieren die Objekte bestimmte „Handlungsaufforderungen“ an die menschlichen Akteure, im Falle der Ultraschalldiagnostik ist dies etwa die Aufforderung, bestimmte Informationen über das ungeborene Kind zu sammeln. Drittens umfasst der Objektsinn „Dispositionen“ der technischen und der Naturdinge, die sie zu Handlungen befähigen (Agency). Ob letztere empirisch beobachtbar oder das Resultat von Zuschreibungen sind, ist dabei nebensächlich. Burri geht davon aus, dass sich die Akteure in der Praxis mal mehr auf die eine oder die andere Logik beziehen, dass diese sich gegenseitig überlagern und dass die jeweilige Art der Bezugnahme nur empirisch zu analysieren ist.

Ingo Schulz-Schaeffer (2004) ist ebenfalls an einer Adaption des Bourdieuschen Begriffsrepertoires für techniksoziologische Zwecke interessiert. Er untersucht technische Gegenstände als Ressource für prospektives Handeln und problematisiert dabei Bourdieus Einordnung von technischen Dingen in den Bereich objektivierter Geschichte. In Bourdieus Verständnis ist Geschichte implizit in die Dinge eingeschrieben. Das heißt aber, dass sie als Geschichte *vergessen und unsichtbar* geworden ist. Schulz-Schaeffer geht dagegen davon aus, dass Technik nicht nur objektivierte Form früherer Praxis ist, sondern auch Ressource für zukünftiges Handeln sein kann und als solche formulierter Planung unterliegt. Hier wird das explizit einer Maschine oder einem Werkzeug eingeschriebene Handlungsprogramm bedeutsam: es sind künstlich eingerichtete Ablaufzusammenhänge, mit deren Hilfe sich bestimmte Effekte erzielen lassen und zwar zuverlässig und wiederholbar. Der Erzeugungszusammenhang ist dabei sichtbar und explizit: der

Ultraschallscanner wird an den Körper gebracht und es erscheint auf dem Monitor ein Schnittbild des entsprechenden Körperteils, auch wenn der Nutzer im Einzelnen nicht verstehen muss, wie das funktioniert. In diesem Sinne kann Technik, anders als in der Funktion als Distinktionsmittel, auch egalisierend wirken, da nämlich das ausdrückliche Handlungsprogramm einer Maschine zunächst für alle gleich ist und wenig Spielraum für den Einsatz kulturellen Kapitals lässt. In der Benutzung des technischen Gegenstandes kommt der Habitus der menschlichen Akteure allerdings wieder zum Tragen und flexibilisiert die starren Regeln, die der Maschine eingegeben sind. Unter Umständen fließt das habituelle Handeln mit der Technik in weitere technische Arrangements und Fortentwicklungen ein.⁸ Das explizite Programm der Maschine wirkt mit dem habituellen Handeln der Anwender zusammen, beide werden aufeinander abgestimmt. Sowohl Burri als auch Schulz-Schaeffer halten den Theorierahmen Bourdieus, erweitert durch die Berücksichtigung expliziter, auch prospektiv wirkender Eigenschaften, für geeignet, die technischen Dinge in der sozialen Praxis zu untersuchen.

Einen etwas anderen Weg geht Burkhard Schäffer (2007), der die Eigenlogik technischer Dinge als „Quasi-Habitus“ fasst (ebd.: 62), und ihnen damit eine „potenziell eigenständige Dimension“ (ebd.) zuspricht. Mit den technischen Dingen tritt der Mensch in Verbindung. Das bezeichnet Schäffer mit dem Begriff „Kontagion“, der bei Karl Mannheim entliehen ist, und anderen eine chiasmatische Beziehung andeutenden Vokabeln, wie z. B. „Stimmung“ oder „Atmosphäre“ (ebd.: 64).⁹ Mit diesen Begriffen ist das Zusammenwirken von Subjekt und Objekt in einem „Dazwischen“ gemeint. Die so entstehenden „Hybridakteure“ (ebd.) aktualisieren in der Praxis habituelles Handeln, in dem Habitus und Quasi-Habitus zusammenfließen. Schäffer untersucht unter dem Aspekt dieser Annahmen die unterschiedlichen Umgangsweisen mit Technik am Beispiel von Computernutzern, die verschiedenen Altersgruppen angehören. Für die vorliegende Arbeit ist das Konzept vor allem zur Beschreibung der im Sample als Suchstrategie verwendeten Unterscheidung zwischen „Ultraschallskeptikerinnen“ und „Ultraschallnutzerinnen“ brauchbar.

8 Ein Beispiel hierfür ist die Anbringung zusätzlicher Monitore in der Blickrichtung der untersuchten Frauen, die vor allem in spezialisierten Praxen für Ultraschalldiagnostik vorzufinden sind. Damit wird dem inzwischen habituellen Mitverfolgen der Bilder durch die Schwangeren Rechnung getragen. Diese müssen nun nicht mehr den Hals verrenken, um die Ultraschallbilder zu sehen (vgl. S. 39f.).

9 Diese aus der Phänomenologie stammenden Begriffe rekurren auf Walter Benjamins „Aura“. Benjamin zeigt an einem Beispiel der Naturerfahrung, dass der Mensch die Aura der Dinge „atmet“, also etwas von ihnen in seine körperliche Ökonomie aufnimmt (Benjamin 2007:383).

2.2 Pierre Bourdieu und Bilder

1965 veröffentlichte Bourdieu im Rahmen einer Studie zur Fotografie als „illegitime Kunst“ das Essay: „Die gesellschaftliche Definition der Photographie“¹⁰ (Bourdieu 1981), das sich mit möglichen Gebrauchsformen der Fotografie beschäftigt. Einleitend stellt er ganz im Sinne der oben skizzierten Theorie der sozialen Praxis fest, dass die „gesellschaftlichen Gebrauchsformen der Photographie [...] die gesellschaftliche Wahrheit der Photographie ebensosehr definieren, wie sie selbst von dieser definiert werden“ (ebd.: 85). Und:

„Wenn man die Photographie für die realistische und objektive Aufzeichnung der sichtbaren Welt hält, dann deshalb, weil man ihr (von Anfang an) gesellschaftliche Gebrauchsweisen eingeschrieben hat, die als ‚realistisch‘ und ‚objektiv‘ gelten.“ (ebd.: 86)

Mit anderen Worten, der Umgang mit der Fotografie und (hier sei eine Verallgemeinerung erlaubt) mit Bildern überhaupt, ist auf die gleiche Art und Weise zu betrachten, wie andere Gegenstände sozialer Praxis. Was Bourdieu nicht ausdrücklich ausführt, ist die in seinem Text implizit mitlaufende Annahme, dass dies nicht nur für die Verwendung oder Beurteilung von Bildern zutrifft (Sind Fotografien Kunst? Welche Funktionen können sie erfüllen?), sondern ebenso für die Bildlichkeit der Fotografie und ihrer Wahrnehmung.¹¹

So zitiert und kommentiert Pierre Bourdieu die Reaktion eines Bauern auf eine Fotografie von den Händen einer alten Frau:

„ ‚Aha, das ist einfacher! Wunderbare Hände einer guten Bäuerin. Diese Frau hat sich auf dem Feld ebenso abgerackert wie hinterm Herd; sicher hat sie den Weinberg gehackt oder das Vieh versorgt: sehr schön.‘ Was hier wahrgenommen, verstanden und beurteilt wird, das sind nicht die Hände einer alten Frau, sondern das Alter, die Arbeit, die Rechtschaffenheit.“ (ebd.: 104)

10 Die vorliegende Arbeit ist in neuer deutscher Rechtschreibung verfasst. In wörtlichen Zitaten wird die vorgefundene Rechtschreibung wiedergegeben, was zu unterschiedlichen Schreibweisen führt (Fotografie, Photographie).

11 Burri (2008) konstatiert, dass sich Bourdieu nicht für die Bildlichkeit in der Fotografie interessiert, sondern diese ausschließlich als Distinktionsmittel versteht. Behnke (2008) dagegen analysiert, wie Bourdieu durchaus formale Elemente der Fotografie als Ausdruck des Habitus der Bildproduzenten erfasst. Es sind dies im Einzelnen z. B. die stets frontale Inszenierung auf Gruppenbildern von bäuerlichen Familienfesten und die besondere (zyklopische) Perspektivität der Fotografie.

Was Bourdieu schildert, aber nicht weiter expliziert, ist ein Beispiel für ein Bildverständnis, das beinhaltet,

„dass soziale Situationen oder Szenerien in Form von mentalen Bildern gelernt werden, dass sie u. a. im Medium des Bildes erinnert werden, in wesentlicher Hinsicht bildhaft im Gedächtnis sedimentiert sind.“ (Bohnsack 2009: 28)

In den abgebildeten runzligen, altersfleckigen Händen vor dem Hintergrund eines Torsos (ca. Brust- bis Kniehöhe) in einem schwarzen Kleid, (und mehr ist auf der Fotografie nicht zu sehen), erkennt der befragte Bauer spontan die eigene soziale Situation. Das Bild beinhaltet für ihn die unausgesprochene Botschaft von der hart arbeitenden Bäuerin, die er aus seinem „Feld“ kennt und versteht. Implizit zeigt sich also im Bild der bauerliche Habitus.

Die Vorstellung, dass Bilder einen impliziten Gehalt haben, vertritt der Kunsthistoriker Erwin Panofsky in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, indem er sich auf die Wissenssoziologie Karl Mannheims bezieht (Bohnsack 2009). In Anlehnung an Mannheim wird zwischen immanentem und Dokumentsinn unterschieden. Der immanente Sinn eines Bildes umfasst den sichtbaren Gegenstand der Abbildung, im Fall des von Bourdieu verwendeten Fotos also die Hände einer alten Frau vor dem Hintergrund ihres schwarzen Kleides. Es ist das „Was“, das auf dem Bild zu sehen ist. Davon ist der Dokumentsinn zu unterscheiden, der von Panofsky auch als der „Habitus“ bezeichnet wird (Bohnsack 2009: 31).¹² Dabei steht die Art und Weise der Darstellung in Frage, also das „Wie“. Um wiederum das Bild der Hände einer alten Frau heranzuziehen: es ist wohl die schlichte und unprätentiöse Art, wie die abgearbeiteten Frauenhände hergezeigt werden, die der betrachtende Bauer als Habitus wiedererkennt.

Etwas anders fasst der Kunsthistoriker Gottfried Boehm (2007) das Implizite im Bild.¹³ Für ihn ist es das visuell Vieldeutige, das Unbestimmte, die Imagination. Das Implizite im Bild fügt „der Sprache, den Begriffen und dem Wissen Wichtiges hinzu[...], das nur auf diesem Wege zu erfahren ist“ (ebd.: 208). Boehm betont damit den Eigensinn und die Polysemie der Bilder, die *auf einen Blick* eine Komplexität zeigen, der „Sprache nicht gewachsen ist“ (ebd.: 206). Gerade der Mangel an optischem Differenzierungsgrad kann eine hohe Sinnfülle zeigen.

Boehm weist noch auf eine weitere im Beispiel aus Bourdieus Untersuchung angedeutete Annahme hin: Bild und Wahrnehmung sind eins (ebd.: 94). Der Anblick ergibt sich aus dem Blick. Das Sichtbare wird dabei so zurechtgerückt, dass es sich zeigt.

12 Burkard Michel macht darauf aufmerksam, dass Bourdieu den Begriff „Habitus“ bei Panofsky entlehnt (Michel 2007: 71).

13 Boehm bezieht sich auf Michael Polanyis Begriff des impliziten Wissens („tacit knowledge“).

„Der Anblick ergibt sich aus dem blickenden Tun, ist gleichsam ein Konstrukt. Mit anderen Worten, das Auge ist selbst bildend, es aktiviert ein Vermögen, das darin besteht, anschauliche Entsprechungen auszukundschaften. Man hat diese ursprüngliche Aktivität auch Einbildungskraft genannt.“ (ebd.: 100)

Diese enge Verbindung zwischen Bild und Wahrnehmung stellt Boehm ausdrücklich im Zusammenhang mit technischen Bildern her. Gerade in diesem Feld bildlicher Darstellung sieht Boehm eine Abfolge „epistemischer Stile“, was bedeutet, dass wissenschaftliche Bilder einen „historischen Index tragen“ (ebd.: 94). Von wissenschaftlichen Bildern wird später noch die Rede sein.

Für die Bildpraxis im Allgemeinen tut sich mit der Annahme, dass „ein Bild machen“ und „sich ein Bild machen“ zusammen zu denken ist, eine andere Fragestellung auf, die im bisher verwendeten Beispiel von den Händen der Bäuerin nicht unmittelbar zum Ausdruck kommt. Hier ist es ja ein Bauer, der das Bild einer Bäuerin betrachtet und es unmittelbar versteht. Diese Übereinstimmung ist keineswegs durchgehend vorauszusetzen. In „Die feinen Unterschiede“ zitiert Bourdieu (1984: 86) auch die Kommentare von Personen aus anderen Milieus, die sich erheblich von dem des Bauern unterscheiden. Sie erkennen zwar den Bildgegenstand ebenso wie der Bauer, aber gegenüber der impliziten Botschaft der Fotografie sind sie ratlos oder distanziert. Habitus oder implizites Wissen der Bildproduzenten¹⁴ und der Bildrezipienten müssen nicht übereinstimmen, was zu Verständnisproblemen führt. Unmittelbares Verstehen ist nicht möglich, da das inkorporierte Wissen voneinander abweicht. In der Terminologie Mannheims heißt das, dass Bildproduzent und Betrachter keinen gemeinsamen „konjunktiven Erfahrungsraum“ (Mannheim 1980: 216) haben, also einen sozialen Raum, in dem sie strukturidentische Erfahrungen machen können, die sich als implizites, atheoretisches Wissen oder aber als „Habitus“ einschreiben. Diese Frage ist für die vorliegende Untersuchung wesentlich, da im Falle der Ultraschallvisualisierungen von Ungeborenen zwischen der medizinisch-wissenschaftlichen Produzentenseite und der vor allem privaten Rezipientinnenseite eine erhebliche Verständnislücke anzunehmen ist. Was passiert also, wenn unmittelbares Verstehen nicht vorliegt? Dann, so Bohnsack (2009), ist eine „nahezu unendliche Polysemie möglich, wenn der In-

14 Bohnsack (2009) unterscheidet hier die abbildenden und die abgebildeten Bildproduzenten, deren Habitus im Bild sichtbar werden können. Für die Fragestellung dieser Arbeit scheint diese Differenzierung weniger wesentlich, da es fraglich ist, wie man in dieser Hinsicht mit dem Ungeborenen verfahren soll. Wie das empirische Material zeigt, ist es im common sense durchaus denkbar, dem Ungeborenen ein „Sich-Zeigen“ zuzuschreiben. Ihm aber zu analytischen Zwecken einen Habitus oder einen „modus operandi“ als Bildproduzent zu unterstellen, erscheint wenig sinnvoll.

terpret sein eigenes standortgebundenes Wissen in naiver Weise an das Bild heranträgt“ (ebd.: 45). Es kann zur „Nostrifizierung“ (ebd.) des Bildes kommen, das heißt, dass es unter den Gegebenheiten des eigenen impliziten Wissens angeeignet wird, wobei Bildgehalte, die zum fremden Erfahrungsraum gehören, ausgeblendet oder in eigene Orientierungsrahmen eingeordnet werden.

Burkard Michel (2006) unterscheidet drei Möglichkeiten, ein Bild *nicht* zu verstehen. Einige Betrachter werden auf einem Bild „nur Farbflecke“ (ebd.: 87) erkennen, für sie wird die Bildlichkeit nicht transparent. Das ist ein Problem, das medizinische Laien bei der Betrachtung von Ultraschallbildern oftmals haben, auch wenn die Ultraschallgeräte inzwischen so differenziert darstellen, dass man nicht mehr nur „Schneegeästöber“ zu erkennen vermag. Mehrere Gesprächspartnerinnen in dieser Studie schildern, dass sie oder ihre Partner Probleme haben, im Ultraschallbild mehr als „Farbflecke“ zu sehen. Dabei kann das Problem in einer zu undifferenzierten Bildauflösung liegen oder aber daran, dass die Art des Bildes – ein Schnittbild durch die Körper von Schwangerer und Fötus – nicht verstanden wird. Bei der zweiten Möglichkeit des „Nicht-Verstehens“ werden zwar Gegenstände *erkannt*, diese Gegenstände sind aber dem Betrachter nicht *bekannt*. Auch dieses Problem werden Betrachterinnen von Ultraschallbildern, die keine differenzierten Fertigkeiten bei der Interpretation haben, öfters erleben. Die meisten Laien werden über ein allgemeines Betrachten des Körpers des Ungeborenen nicht hinauskommen, während ein Spezialist auch anatomische Details erkennt. Das dritte Problem beim Bildverständnis, das Michel anführt, bezieht sich eher auf Kunstwerke als auf medizinisch-technische Bilder. Dabei geht es um die Anordnung von Gegenständen in einem Bild. Ein Betrachter erkennt und kennt zwar womöglich die Dinge, die zu sehen sind, versteht aber nicht, warum sie so und nicht anders abgebildet sind.

2.3 Technische Bilder

Da es sich in dieser Arbeit vor allem um technische Bilder, die Ungeborene abbilden, dreht, sei hier noch einmal Pierre Bourdieu (1981) zitiert, der zur angenommenen Objektivität technischer Bilder bereits 1965 Stellung nimmt:

„Im Namen eines naiven Realismus wird eine Darstellung der Wirklichkeit für realistisch erklärt, die den Anschein von Objektivität nicht etwa der Übereinstimmung mit der Wirklichkeit der Dinge verdankt (da sie sich niemals anders erschließt als über gesellschaftlich bedingte Formen der Wahrnehmung), sondern der Konformität mit den Regeln, die in ihrem

gesellschaftlichen Gebrauch die Syntax definieren, d. h. mit der gesellschaftlichen Definition der objektiven Sicht unserer Welt. Indem sie der Photographie Realismus bescheinigt, bestärkt die Gesellschaft sich selbst in der tautologischen Gewißheit, daß ein Bild der Wirklichkeit, das der Vorstellung entspricht, die man sich von der Objektivität macht, tatsächlich objektiv ist.“ (ebd.: 88f.)

Bourdieu stellt im Zusammenhang mit der Fotografie ein fast naives Vertrauen in den technischen Gegenstand fest: die Kamera als Garant der Objektivität, definiert durch Ähnlichkeit und Lesbarkeit. Er verweist dabei auf die implizite gesellschaftliche Übereinkunft, dass die Perfektion einer Maschine mit dem Grad ihrer Automatisierung korrespondiert (ebd.: 89). Je mehr also der Mensch aus der Herstellung des Bildes ausgeschlossen zu sein scheint, desto objektiver wirkt das Bild.

Über vierzig Jahre später setzen sich sozialwissenschaftliche Forscherinnen unter ähnlichem Aspekt mit der technischen Bilderzeugung in den Naturwissenschaften und der Medizin auseinander. Britta Schinzel (2006) diagnostiziert einen „pictorial turn“ (ebd.: 354) für die Natur- und Lebenswissenschaften sowie die Medizin und legt eine kritische Würdigung technischer Visualisierung in der Medizin vor. Sie stellt fest, dass das technisch erzeugte Bild vom Körperinneren eine Objektivität beansprucht, die die zahlreichen verwendeten Denkmodelle und Algorithmen verschleiert. Den Bildern wird

„Präzision, Subjekt-Objekttrennung und mit ihr Gefühlsdistanz, Ausschluss persönlicher Idiosynkrasien, Freiheit von menschlichen Hoffnungen und Erwartungen, empirische Verlässlichkeit, verfahrensrechtliche Korrektheit, Abwesenheit von Ästhetiken und Anthropomorphismen, von Verallgemeinerungen, von Theorien und Urteilen, wissenschaftlicher oder ästhetischer Art, von Mehrdeutigkeit, böser Absicht und philosophischen Interpretationen durch die vermeintliche Ausschaltung der vermittelnden Anwesenheit des Beobachters“ (ebd.: 363f.)

zugeschrieben. Die bildproduzierende Maschine erscheint als intentionslos, theorieelos, urteilsfrei und nicht intervenierend (ebd.: 364). Schinzel tritt dieser Vorstellung entgegen, indem sie die Prozesse der Filterung, Glättung und Konstruktion von Unterscheidungen bei der Entstehung eines vor allem klaren (nicht unbedingt wahren), verständlichen technischen Bildes erläutert (vgl. hierzu auch Hüppauf und Wulf 2006). Im Bezug auf dreidimensionale Visualisierungen verweist sie insbesondere auf den Arbeitsschritt der Interpolation, bei dem Diskontinuitäten in der Darstellung der tatsächlich gemessenen Daten durch Rechenalgorithmen ausgeglichen werden. Es wird also sowohl der Verlust also auch die Modifikation von Information in Kauf

genommen.¹⁵ Das Attribut der Subjekt-Objekttrennung hält Schinzel bei der medizinischen Bildgebung für gegeben. Sie kritisiert die darin implizierte Verdinglichung der Subjekte, deren Dasein sich in dem durch das technische Bild repräsentierten materiellen Substrat zu erschöpfen scheint. Schinzel weist auch darauf hin, dass die Möglichkeit der Visualisierung eine blicklenkende Funktion hat. Anatomische oder physiologische Sachverhalte, die visualisierbar sind, scheinen eine größere Evidenz zu haben, als solche, die unsichtbar bleiben. Die Bildgebung steuert also mittelbar in der Wissenschaft weitere Forschungs- oder bezogen auf einzelne Patienten Diagnoseaktivitäten, ein Phänomen, das beim Einsatz von Ultraschall in der Überwachung von Schwangerschaften nachvollziehbar ist (vgl. Fallbeschreibung [FB] Johanna Schöffner, S. 107f.).

Eine umfassende ethnografische Untersuchung der Praxis medizinischer Bilder legt Regula V. Burri (2008) vor, die sich allerdings vor allem an der Magnetresonanztomografie orientiert, welche sich sowohl technisch, als auch bezogen auf die Anbindung an medizinische Fachrichtungen (vor allem Radiologie, Neurologie und Kardiologie) und das konkrete Untersuchungssetting von der Sonografie in der Geburtshilfe unterscheidet. Dennoch sind grundsätzliche Überlegungen und begriffliche Einordnungen Burris auch für diese Untersuchung interessant.

Burri schließt, wie erwähnt, in ihrer Analyse an Bourdieus Theorie der Praxis an und erweitert sie zu einer „soziotechnischen Rationalität als Strukturlogik sozialer Praxis“ (ebd.: 44f.). Sie untersucht in ihrer Dissertation die medizinische Bildpraxis als ein wissenschaftliches Feld, in dem Mediziner unterschiedlicher Fachrichtungen um Einfluss und Anerkennung ringen. Der auf den Magnetresonanztomogrammen abgebildete Patient ist für ihre Analyse weniger von Interesse. Das in der vorliegenden Arbeit zu untersuchende gesellschaftliche Feld, das der (medizinischen) Schwangerenversorgung, ist eher der praktischen Gesundheitsversorgung und weniger der Wissenschaft zuzurechnen, zumal aus der Perspektive dieser Untersuchung, in der nicht die professionellen Akteure, ärztliche Geburtshelfer und Geburtshelferinnen sowie Hebammen, sondern vor allem die Schwangeren und ihre Angehörigen im Mittelpunkt des Interesses stehen. Wird also in Burris Ethnografie der Patient am ehesten als „zugerichteter Körper“ (ebd.: 203) thematisiert, so ist die Schwangere in dieser Arbeit die Hauptakteurin. Nichtsdestotrotz bewegt sie sich dabei in einem Feld, in dem die Regeln im Wesentlichen von ärztlicher Seite (bzw. von Hebammen) bestimmt werden. Insbesondere für die Frauen, die ihr erstes Kind erwarten, ist zu bedenken,

15 Diese Eigenschaft ist allen technischen Bildern in der einen oder anderen Weise eigen. Crary (2002) attestiert den technischen Visualisierungsmethoden des 19. Jahrhunderts: „Die Mechanisierung des Sehens war nicht notwendig mit Objektivität oder Naturtreue verbunden, sondern eher mit neuen Möglichkeiten der Simulation, der Illusion und der Beschwörung.“ (ebd.: 221)

dass sie neu im diesem Feld sind, während die Frauen, die schon Kinder haben, sich bereits spezifische Routinen aneignen konnten.

Wie Burri der Rolle materieller, insbesondere technischer Objekte besser Rechnung zu tragen versucht, wurde bereits dargestellt. Bilder sind Objekte besonderer Art, die neben ihrer Materialität auch eine visuelle Bedeutung haben. Den Bildbegriff fasst Burri praxistheoretisch, indem sie unter Bildern die Gegenstände versteht, die von den Akteuren als Bilder aufgefasst werden. Begriffsbestimmungen, die von der sozialen Praxis absehen, lehnt Burri ab.¹⁶ Die Eigenheit der Bilder, ihre Visualität, wird aus praxeologischer Sicht in der sozialen Praxis hergestellt und wirkt auf sie zurück. Auch Mitchell (2008) weist darauf hin, dass ein Bild nur derjenige als solches sehen kann, der bereits weiß, was ein Bild ist. Andernfalls würde diese Person sich lediglich auf eine „bunte Oberfläche“ (ebd.: 32) oder aber auf den als real anwesend angenommenen Gegenstand des Bildes beziehen.

Für eine sozialwissenschaftliche Analyse von Bildern verlangt Burri (2008) dementsprechend die Untersuchung „auch [der] sozialen Praktiken der Herstellung, der Wahrnehmung und des Gebrauchs von Bildern“ (ebd.: 59). Dazu ist es erforderlich „die Kulturbedeutung und Kulturbedingtheit“ (ebd.: 69), die Handlungsebene der Herstellung und des Umgangs mit Bildern und die Materialität der Bilder, hier der medizinisch-technischen Bilder zu berücksichtigen. Wissenschaftliche Bilder diffundieren in andere gesellschaftliche Kontexte, sie werden z. B. als Beweismittel vor Gericht genutzt,¹⁷ finden Verwendung in der Massenmedien (vgl. Tegethoff 2008) und sickern in außerwissenschaftliche Diskurse ein (vgl. Taylor 2008). Die wissenschaftlichen Bilder vom Körper haben Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung der Individuen, wie vor allem feministisch inspirierte Untersuchungen zur Visualisierung des Ungeborenen im Körper der Schwangeren gezeigt haben (vgl. Duden 1991).

Burri (2008) geht davon aus, dass die Eigenlogik der Bilder nicht mit der auf unterschiedlichste Objekte bezogenen Begrifflichkeit der Objektlogik (vgl. S. 18) erschöpfend gefasst werden kann. Die Visualität, die in der Wechselwirkung sowohl mit sozialer Praxis als auch mit der Materialität zu untersuchen ist, beschreibt Burri mit drei Dimensionen: „visual value“, „visual performance“ und „visual persuasiveness“ (ebd.: 71 ff.).

„Visual value“ steht für die „nichtdiskursive Spezifik der Bildlichkeit“, die „Nichtreduzierbarkeit bildlicher Phänomene auf eine versprachlichte

16 Wenn sie allerdings in ihren Abschlussüberlegungen auf die „Visualität der Dinge generell“ (Burri 2008: 297) und im Anschluss an Hirschauer auf die körperlichen Repräsentationen, die nicht die Wirklichkeit sind, abhebt, fasst sie den Begriff von Bildlichkeit wesentlich weiter, obwohl sie in diesem Zusammenhang zugesteht, dass in der Praxis diese Art von visuellen Ausdrucksformen als die eigentliche Realität begriffen wird.

17 Vgl. Althans und Tegethoff 2008. Die durch Kardiotokographie visualisierte und aufgezeichnete Herzaktion des Fötus während der Geburt wird von Ärzten und Ärztinnen als wichtiges Beweismittel bei Haftpflichtfällen thematisiert.

Darstellung“ (ebd.). Visualität macht die Bilder von Wörtern und Zahlen, von auditiven, olfaktorischen und taktilen Zeichen unterscheidbar. Auch mit dieser Definition meint Burri keine ontologische Festlegung, sondern eine kulturell situierte. Schinzel (2006) drückt diesen Zusammenhang so aus: „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, so heißt es, jedoch nur, wenn man die tausend Worte auch kennt. Beispiel historischer Unklarheiten und interkultureller Missverständnisse bei Bildinterpretationen sind entsprechend Legion“ (ebd.: 355). Was ein Bild also tatsächlich „sagen“ kann, entscheidet die Kultur, in der es hergestellt und wahrgenommen wird. Für den Zusammenhang dieser Arbeit ist als „visual value“ unter anderem die Potenz der Bilder zu verstehen, im medizinischen Feld als Mittel der Diagnostik zu fungieren, im familiären oder persönlichen Zusammenhang der Schwangeren aber auch ein Familienfoto vom erwarteten Kind zu sein (vgl. FB Elisabeth Hermann, S. 101).

Mit „visual performance“ meint Burri (2008) die Art und Weise der Darstellung des Bildes, die das Ergebnis „soziotechnischer Einschreibungen und interpretierender Perzeptionen“ (ebd.: 73) ist. Die Anordnung der sichtbaren Zeichen im Bild folgt bestimmten Regeln, die ebenso kulturspezifisch sind, wie die eng damit verflochtenen Wahrnehmungs- und Interpretationspraktiken. Im Sinne der „visual performance“ wird Anschauungspraxis in eine Darstellungsweise überführt (vgl. hierzu auch Boehm 2007). Der zweiflügelige, räumlich orientierte Blick wird im Fall der für diese Arbeit interessierenden Ultraschallvisualisierung auf eine zweidimensionale Fläche reduziert. Die Räumlichkeit ist im konkreten Bild verschwunden und muss vom Betrachter hinzu konstruiert werden. In dem Sinne ist das Ultraschallbild nach Boehm „illusionistisch“ (Boehm 2007: 105).¹⁸ Dennoch schafft es in der Medizin einen Repräsentationsraum für das Ungeborene als Patient, das andernfalls für die medizinische Wissenschaft nur schwer handhabbar wäre. Mit der bildtechnischen Darstellung des Ungeborenen macht sich die Wissenschaft von den Äußerungen der werdenden Mutter unabhängig und gewinnt einen eigenen Zugang. Der Fötus als Patient wurde zunächst dadurch konstituiert, dass sein Herz hörbar gemacht wurde (Herschkorn-Barnu 2002). Das Ultraschallbild erweitert die Möglichkeiten des wissenschaftlichen (und außerwissenschaftlichen) Zugriffs erheblich. Zugleich schafft die Visualisierung eine zuvor nicht denkbare Zugangsweise der Angehörigen zum Ungeborenen.

„Visual persuasiveness“ (Burri 2008: 74) schließlich steht für die Überzeugungskraft der Bilder, die die Möglichkeiten sprachlich vermittelter Inhalte bei weitem übersteigt. Sie umschreibt die kommunikative Funktion der Bilder, also die Möglichkeit, das Ungeborene quasi mit eigenen Augen zu sehen und seine körperlichen Eigenschaften erkennbar zu machen. Das

18 Das, was das Ultraschallbild zeigt, möchte man lieber nicht in der Wirklichkeit sehen: eine Schnittfläche durch lebende Körper.